Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 6 (1965)

Heft: 13

Artikel: Moskauer Sommer 1964 : Mihajlo Mihajlov aus "Delo", Belgrad. 7

Autor: Mihajlov, Mihajlo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076967

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

⑦ Mihajlo Mihajlov

Aus «Delo», Belgrad

Für Russland ist das natürlich nichts Neues. Wenn wir uns an die Ignorierung Schestows, Berdajews, Remisows, Samjatins, Rusanows, Fjodorows, Leontjews, Solowjews und vieler anderer Künstler und Denker in ihrer Heimat erinnern — im 20. wie auch im 19. Jahrhundert —, dann sehen wir, dass die mehr als zwei Jahrhunderte alte Tradition noch immer erhalten wird. Aber wie Samjatin sagt: «Die Häretiker sind das Salz der Erde, sie erhalten das Leben des Weltalls. Wie sehr sie auch verschwiegen und zum Schweigen gebracht werden — sie werden sich immer melden.» Oder wie Turbin schreibt: «Die Kunst braucht den Schüler, der es ungehorsam und frech wagt, sich dem Lehrer zu widersetzen.» (25)

Ewgenij Winokurow

Unweit der jugoslawischen Botschaft, in der Woronski-Strasse, befindet sich das «Haus der Schriftsteller», Sitz des Verbandes der sowjetischen Schriftsteller und der verschiedenen Auslandskommissionen und Abteilungen.

Feierlichkeiten, wichtige Konferenzen und Ehrungen werden in dem grossen Saal des Zentralgebäudes abgehalten; im Keller, im Klub, kann man einen Espresso trinken, und das ist der einzige Ort in Moskau, wo es einen guten Kaffee gibt. Ehrenburg erklärte mir: «Bei uns kocht man den Kaffee wie einen Borschtsch.»

In dem grossen Saal ging ich am Leichnam von Samuil Marschak vorüber, im Klub trank ich Kaffee.

Alle Wände des Klubs sind bedeckt mit Zeichnungen und Karikaturen und den entsprechenden Versen der zeitgenössischen Poeten. Genau wie im Klub der Maler auf dem Kalemegdan (Belgrad).

Im «Haus der Schriftsteller» traf ich mich mit Ewgenij Winokurow, einem Dichter, der etwas älter ist als die Plejade der «Jungen», der nicht so laut ist wie sie, aber begabt und ein origineller russischer Lyriker. Winokurow ist heute wohl der einzige philosophisch ausgerichtete Poet des russischen Parnasses, seine Poesie — freie, reimlose Verse — ähnelt der westeuropäischen am meisten.

Wenige Tage vor meiner Ankunft in Moskau erschien der letzte Gedichtband Winokurows unter dem Titel «Musik» (herausgegeben vom Verlag Sowjetski pisatelj, Moskau 1964). Diese typisch unsowjetische Poesie nimmt sich im Ozean der Gedichtsammlungen zahlloser Verseschmiede seltsam aus. Kein einziges soziales Thema, kein patriotisches, kein revolutionäres! Und dabei: die Sicherheit eines grossen Meisters. Gerade darauf ist es zurückzuführen, dass Winokurow vor allen russischen Dichtern am meisten in andere Sprachen übersetzt wird. In diesem Jahr erscheinen seine Gedichtsammlungen in Italien, Bulgarien, in der Tschechoslowakei, in Ungarn. Winokurow kann in der russischen Lyrik einzig mit den Traditionen Tjutschews in Verbindung gebracht werden, den er, neben Pasternak, der Zwetajewa, Mandelstam und Sabolotzki als seinen Lehrer bezeichnet. Von den westlichen: Rimbaud.

Daher auch Winokurows Weigerung, zusammen mit Jewtuschenko, Roschdestwenski, Achmadulina und den übrigen bei Dichterlesungen aufzutreten. «Die Poesie muss der Mensch immer allein lesen», erklärte mir der Dichter, ein kleiner, dicklicher Mann von vierzig Jahren, dessen Aeusseres niemanden auf den Gedanken bringen könnte, es mit einem Dichter zu tun zu haben. «Was allen gefällt — ist immer schlecht», fügte er hinzu.

Zur Illustration führe ich eines seiner charakteristischen Gedichte, «Rhythmus», an:

Chauffeure, sie fürchten
den Todesgeweihten
vor rollenden Rädern.
Ich sah den Barbier, der
die Klinge am Riemen
bewetzte, da dacht' ich,
der Rhythmus regieret
die Welt.

Der Rhythmus regieret
die Welt wie die Pulse,
gestrafft und gezogen
wie Federn von Uhren.

Den Tagen da folgen
die Nächte gewisslich.
Auf Strassen, da flackern
die Lampen der Städte.

Das Löffelchen dreht sich
im Glase des Wächters
(Museum für Ostkultur). Siehe, der Mond lenkt
die Ebben und Fluten.

Die Knöpfe der Weste
sind ebenfalls rhythmisch.
Die Mutter, sie wieget
ihr Kind an dem Busen.
Und alles was lebt,
pulsiert wie die Sterne.

Wer aber weiss,
was alles
dem Menschen noch einfallen kann? (26)

Als Motto für seine letzte Sammlung wählte der Dichter Sabolotzkis: «Wort — werde Musik». Und wirklich, in der heutigen russischen Poesie ist Winokurow der einzige, der in kristallenen «akustischen» Versen singt, wie ein französischer Symbolist und nicht wie ein russischer Dichter der Gegenwart.

Ich glaube nicht, dass Ewgenij Winokurow in seinem Lande jemals besonders populär werden wird. (Aber gerade deshalb wird er auch nicht scharf angegriffen werden.) Die Russen sind an eine andere Art von Poesie gewöhnt, an die sogenannte «engagierte» (und dies ganz gleich in welcher Richtung). Winokurow aber ist ein einsamer Denker, für den die Welt und das Leben ein vollkommenes, unaufhörliches Wunder sind, von dem die Menschen nichts wissen, ja nicht einmal davon träumen:

Einmal möchte ich ein Buch
über alles schreiben,
was zur Zeit zu sagen ist,
dass sie nicht vorhanden ist,
dass Vergangenheit und Zukunft
eines und dasselbe sind,
alles Gegenwart.

Alle Leute, meine ich,
die da leben, die da lebten,
die erst kommen werden, alle
leben doch in diesem Augenblick. (27)

Ilja Ehrenburg

Zum ersten Mal sehe ich in Moskau die Wände überfüllt mit Originalbildern moderner Künstler: Picasso, Chagall, Braque. Das ist keine Galerie, das ist die Wohnung Ilja Ehrenburgs. Ehrenburg ist wirklich ein junger Greis. Der Körper hat schon aufgehört, sich dem Geist zu fügen, und der Schriftsteller bewegt sich langsam; die Augen blitzen lebhaft und feurig, geistreiche Sarkasmen und ironische Bemerkungen ergiessen sich über den Gesprächspartner.

Einen Tag vor meinem Besuch kam der Schriftsteller aus Zürich angeflogen, wo er sich auf dem Wege von Italien her aufgehalten hatte, und sofort nach meinem Besuch reiste er nach Neu-Jerusalem, wo eintsmals Tschechow gelebt hatte, 60 Kilometer von Moskau entfernt, auf seine «Datscha». Somit habe ich das seltene Glück gehabt, Ehrenburg in Moskau anzutreffen, denn von einer Fahrt auf seine «Datscha» konnte für mich keine Rede sein, da ich schon alle meine Rubel verbraucht hatte und von unserer Botschaft keine Kopeke geliehen erhielt. (Angeblich ist bis vor einigen Jahren den Jugoslawen in Moskau immer etwas geliehen worden, aber ein Agramer Theaterregisseur hat die ausgeliehene Summe nicht zurückgegeben, und so hat man in der Botschaft beschlossen, niemandem mehr einen Gefallen zu tun.)

Bei ausgezeichneten kubanischen Zigaretten und einem echten türkischen Kaffee, umgeben von den Meisterwerken der modernen Malerei, führte Ehrenburg (wohl wegen des offensichtlichen Erfolgs beim Publikum) scharf und elastisch eine wahre Schaustellung von Geistesakrobatik vor.

Er begann mit Jugoslawien. «Man sieht, dass ihr ein sozialistisches Land seid», meinte er lächelnd. «Ich habe nämlich gehört, dass Sie meinen «Julio Jurenito» herausgegeben haben, mir hat jedoch niemand ein Exemplar des Buches geschickt. In Europa geschieht so etwas nie.» Im vergangenen Jahr ist nach einer Pause von dreieinhalb Jahrzehnten auch in der Sowjetunion «Julio Jurenito» herausgekommen, in den ersten Gesammelten Werken Ehrenburgs, aber natürlich verstümmelt; die Herausgeber haben das Kapitel gestrichen, in dem der Besuch Jurenitos bei Lenin im Kreml beschrieben wird.

«Sehen Sie», meinte der Schriftsteller, «alle unsere Verleger kranken an Heuchelei. Sie sind überzeugt, dass die Leute wirklich daran glauben, dass die Kinder im Kraut gefunden und nicht von Frauen geboren werden, wenn sie in den Büchern jede Anspielung auf die physische Liebe streichen. Nach unseren Filmen und Büchern zu urteilen, haben vor noch nicht langer Zeit ein Bursche und ein Mädchen, die ineinander verliebt waren, nichts Vernünftigeres zu tun gewusst, als, einander bei den Händen haltend, patriotische Lieder zu singen.» Ich fragte, womit ein solcher sowjetischer Puritanismus zu erklären sei, zumal wenn man berücksichtige, dass im ersten Jahrzehnt nach der Oktoberrevolution in Russland eine ungeahnte Freiheit in den menschlichen Beziehungen bestanden habe, während heute in der Sowjetunion eine Scheidung genau so schwer zu erreichen sei wie in Italien. Aus den ausländischen Filmen würden alle freieren Szenen herausgeschnitten, genau so wie es die vatikanische Zensur verlange. Ehrenburg glaubt, dass dies die Folge der Abwanderung einer grossen Zahl von Menschen aus den Dörfern in die Städte zu Beginn der dreissiger Jahre und überhaupt eine politisch-gesellschaftliche Reaktion aus der Zeit des «Personenkults» sei.

Die Unterhaltung sprang zwanglos von Thema zu Thema, und ich erfuhr, dass der Schriftsteller sogar die zeitgenössische jugoslawische Malerei (er nannte Lubarda und Tartalja) kennt, von der jugoslawischen abstrakten Kunst jedoch eine sehr schlechte Meinung hat und glaubt, dass die polnische unvergleichlich wertvoller sei. In bezug auf die zeitgenössischen sowjetischen Malerschicksale sagt Ehrenburg, es komme dank der «malerischen Isolierung» immer häufiger vor, dass die jungen sowjetischen Maler neuerlich selbst die Abstraktion entdeckten; dass dies traurig sei, denn sie könnten, gäbe es nicht diese Isolierung, sehr schnell die Erfahrungen der modernen Kunst während eines halben Jahrhunderts sich aneignen und weiter entwickeln. «So haben wir», erklärte er, «heute wohl genügend Anfänger des Modernismus, aber wir könnten Meister haben.»

«Ich fürchte mich vor nichts mehr, ich bin zu alt», erklärte er und überraschte mich mit seinem offenen Spott auf Kosten Chruschtschews: «Der hat einen weiblichen Akt zum ersten Mal in der Ausstellung junger Moskauer Modernisten im Herbst 1962 gesehen.» (Bei dieser Ausstellung hat die Parteidelegation, an der Spitze der Ministerpräsident, bekanntlich den modernen Künstlern den offenen Krieg erklärt.)

Dann beschrieb mein Gastgeber interessant und lebendig seine Zusammenkünfte mit Leo Schestow und Andrej Bjeli im Jahre 1922 in Berlin. Mit Stalin hat er nur einmal telephonisch gesprochen und ihn einmal aus der Nähe gesehen. Ehrenburg glaubt, dass Stalin doch eine bedeutendere Persönlichkeit als Hitler gewesen sei. Er erzählte noch vieles: dass er Tschechow am meisten liebe, dass die heutigen jungen Schriftsteller zu spät reif würden usw. Und alles hätte gut geendet, hätte sich das Gespräch nicht einem Thema zugewandt,über das ich meine besondere Meinung habe, die der Ehrenburgs völlig entgegengesetzt ist. Wort für Wort verstrickten wir uns in eine solch heftige Polemik, dass ich anstatt der vorgesehenen einen Stunde drei Stunden mit dem Schriftsteller im Gespräch verblieb.

Mich provozierte es nämlich, als plötzlich, in der Diskussion über die wesentlichen Probleme der Menschheit, der brillante Geist Ehrenburgs meiner Meinung nach gröblich versagte, und ich vor mir überraschenderweise einen Menschen mit typisch sowjetischer Psychologie hatte, der blind war für alle Argumente und empirischen Tatsachen. Worum ging es: über alles Mögliche sprechend, machte Ehrenburg Witze auf Kosten der hausfraulichen Fähigkeiten der russischen Frau, die sich mit der Umformung der Welt befasst, aber keinen Kaffee zu kochen versteht. Mich daran erinnernd, dass ich überall in der Sowjetunion Frauen bei schweren physischen, typischen Männerarbeiten gesehen habe (als Bauarbeiterinnen, beim Graben, beim Eisenbahnstreckenbau, als Taxichauffeure usw.), fragte ich Ehrenburg, was er von dem Aphorismus des berühmten polnischen Satirikers Stanislaus Jerzy Lec halte: «Der Sozialismus ist für die Frau die Hölle.»; ob sich das R e c h t der Frau auf gleichberechtigte Arbeit mit dem Manne in der UdSSR nicht in eine P f l i c h t zur Arbeit ausserhalb der Familie verwandelt habe, was für die Mehrzahl der Frauen eine doppelt schwere Situation bedeute? Darauf begann Ehrenburg, eine direkte Antwort vermeidend, davon zu erzählen, dass in Zukunft (oh, diese schöne Zukunft!) die Maschinen den Menschen von der Arbeit befreien würden, dass die Menschen mehr freie Zeit haben würden, die mit etwas ausgefüllt werden müsse und dass dann bei der Erziehung in der emotionalen und psychischen Kultur der b e f r e i t e n Menschheit zwei Dinge eine grosse Rolle spielen würden: die Kunst und die Frauen.

Das konnte ich nicht mehr schlucken.

Ich glaube, es gibt nichts Scheusslicheres als diese Vision einer materiell und sozial geordneten Menschheit, die keine anderen Ziele hat als die Erhaltung dieses eintönigen «High life» durch Züchtung von Emotionen. «Oh, dann wird man lesen können, Musik hören, kluge Gespräche führen, die Geheimnisse der Natur entdecken, und — das ist die Hauptsache — es wird keine Kriege geben.» Unwillkürlich erinnerte ich mich an die Gedanken des grossen russischen Philosophen des 19. Jahrhunderts, Konstantin Leontjew, der entsetzt über die Vision des «geordneten Ameisenhaufens» folgendes schrieb:

«Ist es nicht entsetzlich und beleidigend zu denken, dass Moses auf den Berg Sinai gestiegen ist, dass die Hellenen ihre schlanke

Akropolis aufgebaut, die Römer die Punischen Kriege geführt, der genial-schöne Alexander in einem Federbuschhelm den Granikos überschritten, sich bei Arbela geschlagen; dass die Apostel predigten, die Märtyrer litten, die Sänger sangen, die Maler malten, Ritter auf Turnieren glänzten — nur damit der französische oder der deutsche oder der russische Kleinbürger in seinem hässlichen, komischen Gewande sorglos «individuell» oder «kollektiv» leben kann, auf den Trümmern aller dieser vergangenen Grössen? Es wäre eine Schande für die Menschheit, wenn dieses schnöde Ideal des allgemeinen Nutzens, der kleinkrämerischen Arbeit und der verachteten Prosa für immer siegen würde.» (28) Oh, dann wird man Bücher lesen, auf der Harfe spielen, Bilder betrachten und schaffen (wie in den Versen Majakowskis «Das Land werde ich pflügen und Reime dichten»); das ist alles sicherlich herrlich und wirkt erzieherisch, aber ich möchte nicht in dieser Zeit leben. Eine schöne Sache ist der Kampf um den Sozialismus, aber Sozialismus ohne Kampf — das ist ein Friedhof. Das alles sagte ich im Laufe unserer Auseinandersetzung Ehrenburg, und der begann wieder davon, wie die Wissenschaft alles, alles eines Tages lösen würde, sogar das Problem der Langeweile. Ich behauptete, es gebe nichts Entsetzlicheres als die Wissenschaft; denn indem sie dem Menschen die Herrschaft über die Natur gibt (jedes Wissen ist Herrschaft), nimmt sie ihm die Möglichkeit der Liebe, bzw. sie trennt und grenzt den Menschen mit einer Mauer von der Natur ab, und das ist eben jener «erste Sündenfall»; gerade in dieser Isolierung wird der Mensch sterblich, und wird die Zeit geboren. Wenn zwischen ihm und dem Leben nicht die Mauer der Herrschaft und des Krieges steht — dann gibt es keinen Tod mehr, dann gibt es keine Zeit mehr. Es besteht die Ewigkeit. Und unsere ganze Wissenschaft sperrt den Menschen immer mehr in die Festung des Wissens ein, und gerade die Schaffung eines geordneten Ameisenhaufens, wo es keinen Kampf mehr gäbe (und der Kampf zerschlägt als einziger die Fessel des Bewusstseins, führt den Menschen zur Berührung mit dem Leben, zur Auseinandersetzung mit ihm oder, nach der religiösen Terminologie mit Gott), bedeutete letztlich eine Entropie, den Tod des Lebens und der Menschheit. Und dass darum der offene Mystizismus unvergleichlich menschlicher sei; denn er anerkenne das Recht der Natur und des Lebens, ein Geheimnis zu sein und sich frei nur jenem zu offenbaren, der dies wünscht.

Ich zitierte Tolstoi, der 1884 geschrieben hatte: «Ich bin überzeugt, dass sich die Geschichte der sogenannten wissenschaftlichen Arbeit unserer gefeierten letzten Jahrhunderte der europäischen Menschheit künftigen Generationen eine unerschöpfliche Quelle des Lächelns und der Trauer darstellen werden. Einige Jahrhunderte hindurch haben sich die gelehrten Leute des westlichen kleinen Teils des europäischen Kontinents dem allgemeinen Wahn hingegeben und sich eingebildet, dass ihnen die ewige Glückseligkeit gehöre, und sie haben sich mit der Frage befasst: wie und wann wird dieses Leben eintreten? Aber niemals haben sie darüber nachgedacht, wie sie i h r Leben besser machen können.»

Es endete damit, dass Ehrenburg erklärte, auch er habe in seiner Jugend so gedacht, sei jedoch klüger geworden, und schliesslich erklärte er, ich sei der Typ eines Fanatikers — «genau wie unsere Dogmatiker, obwohl sie auf einer anderen Ideengrundlage stehen.»

So kamen wir zu keiner Verständigung. Bei der Verabschiedung war Ehrenburg ziemlich trocken und blickte mich ärgerlich an. Seltsam, dass gerade er, der sich im genialen Werk «Julio Jurenito» schon 1921 allen Scheins und aller Masken des historischen Prozesses bewusst gewesen ist, plötzlich nun im hohen Alter ernsthaft an den Mythos des geordneten Ameisenhaufens glaubt.

Lakschin und Solschenyzin

Einen der Redaktoren der repräsentativsten sowjetischen Literaturzeitschrift *Nowi Mir,* V. I. Lakschin, besuchte ich in der Redaktion. Wie zuvor mit Dudinzew, so hatte ich auch mit Lakschin Unannehmlichkeiten. Wir verabredeten, dass ich um 17 Uhr kommen werde, und es ging so aus, dass ich erst um 19 Uhr kam. Ich war nämlich zuvor bei Ehrenburg gewesen, der mich um 16 Uhr zu sich gerufen hatte, wobei er mir sagte, er bereite sich darauf vor, noch am gleichen Tage auf seine «Datscha» zu fahren, so dass er nicht mehr als eine Stunde Zeit für ein Gespräch habe. Dank unserer Auseinandersetzung dauerte der Besuch jedoch bis 19 Uhr, und ich war gezwungen, von Ehrenburg aus mit Lakschin zu telephonieren, mich zu entschuldigen und ihm zu versprechen, dass ich in wenigen Minuten eintreffen werde (die Redaktion der *Nowi Mir* liegt nur einige hundert Meter vom Hause entfernt, in dem Ilja Ehrenburg wohnt). Und so kam ich mit einer entsetzlichen Verspätung zu Lakschin; in einer Grossstadt wie Moskau wird nichts strenger verurteilt als eine Verspätung. Unangenehm war es auch, weil Lakschin, wie viele andere Moskauer, im Sommer auf der «Datscha» lebt und tagtäglich mit der elektrischen Bahn aus der Stadt hinausfährt.

Dank der Verspätung hatte ich Gelegenheit, zwei Lakschins zu sehen: den einen unwirsch, trocken und kühl, den anderen (etwas später): offen, feurig, sympathisch.

Lakschin ist ein junger Mensch von etwa 35 Jahren, mit unrussischer Adlernase und einem ausserordentlich durchdringenden Blick hinter Brillengläsern. Der typische Intellektuelle aus der Zeit der I. Internationale.

Breite Popularität erlangte er erst in diesem Jahre dank seines grossen und bedeutenden Essays *Iwan Denissowitsch, seine Freunde und Feinde,* veröffentlicht in *Nowi Mir,* No. 1-1964, in dem er Solschenyzin brillant vor den Angriffen verteidigte, die auf den Prosaschreiber von Riasan niederhagelten.

Fast die gesamte sowjetische Presse fiel nach diesem Essay über Lakschin her. (29) Zum Glück hatte der Kritiker ausser donnernden Worten keine anderen Unannehmlichkeitn. «Heute kann uns, die wir im Nowi Mir arbeiten», meinte er, «niemand mehr etwas mit administrativen Massnahmen antun; denn der Angriff auf einen von uns ist zugleich ein Angriff auf alle Redaktoren der Zeitschrift.» Das würde also auch einen Angriff auf den Chefredaktor Twardowski bedeuten. Twardowski ist heute einer der bekanntesten Leute nicht nur im Schriftstellerverband, er ist auch in der Lage, eine ausserordentlich positive Rolle im Prozess der Liberalisierung des Geisteslebens in der Sowjetunion zu spielen.

Nach Lakschins Essay über Solschenyzins Erzählungen und dem Staub, der aufgewirbelt worden war, erhielt der junge Kritiker täglich bis zu 150 Briefe, in denen ihn die Leser für seinen Mut lobten und sich mit ihm solidarisch erklärten. Auf meine Frage, warum diese Briefe nicht veröffentlicht werden, erwiderte der Kritiker, die Redaktion wolle absichtlich die Polemik nicht nur um Solschenyzin lokalisieren. «Wann immer man uns angreifen wird, werden wir», so erklärte er, «anstatt uns zu verteidigen, etwas noch schärferes veröffentlichen und die Polemik unaufhörlich von einem Objekt auf das andere lenken.»

Eine Tatsache, die er mitteilte, ist ausserordentlich charakteristisch: in der UdSSR geht ein Ausspruch um:«Sage mir, wie du zu Iwan Denissowitsch stehst, und ich sage dir, wer du bist.» Nach den Worten Lakschins schreibt Solschenyzin jetzt zu Hause in Riasan einen grossen Roman. Nach Meinung des Redaktors des *Nowi Mir* ist Solschenyzin eine der bedeutendsten Erscheinungen in der russischen Nachkriegsliteratur .Ich erzählte von meiner Abhandlung «Das tote Haus Dostojewskis und Solschenyzins», das gerade für die Veröffentlichung im «Forum» vorbereitet wird; er war sehr interessiert, und ich sandte ihm später ein Exemplar der Zeitschrift, ebenfalls dem Redaktor der Zeitschrift *Snamja,* Leo Annenski. Keiner von beiden hat die Zeitschrift bekommen. Die Zensur ist offensichtlich noch immer sehr misstrauisch.

Mihajlo Mihajlov